Ralph-Constantin Utschig und Wolfgang Utschig

FRANZ KAFKAS Parabel *„Heimkehr"*

Interpretationsaufsatz im 13. Schuljahr

eines Regensburger Gymnasiums 2007

Lancelot Serien / Lancelot Series / Les Séries Lancelot
Dritte Auflage Atlas 93152 Nittendorf 2009
Email: Lancelotpropre@aol.com

FRANZ KAFKAS Parabel *„Heimkehr"*
Interpretationsaufsatz im 13. Schuljahr
eines Regensburger Gymnasiums 2007

Inhaltsverzeichnis:

Kritisches Vorwort, vor allem über den Begriff *„Texterschließung"* 3

Franz Kafka, Heimkehr (Parabel) 8

Franz Kafka: Heimkehr
(Texterschließung, Kollegiaten-Originalversion) 9

Franz Kafka: Heimkehr (Gliederung)
(Kollegiaten-Originalgliederung) 12

Franz Kafka: Heimkehr
(Texterschließung, Version II) 14

Lancelot Serien / The Lancelot Series / Les Séries Lancelot
Atlas 92 152 Nittendorf 2009 Dritte Auflage
Email: Lancelot propre@aol.com

Kritisches Vorwort, vor allem über den Begriff *„Texterschließung"*

Der deutsche Interpretationsaufsatz ist nach wie vor oder immer noch eine zu Recht anspruchsvoll gehandhabte Abituraufsatz-Alternative und fällt den Kollegiaten schwer, obwohl jeder Fachmann einräumt, dass Problemerörterung im Grunde verwickelter ist. Schwierigkeiten also, trotz eines angeblich effektiver als die einstige Oberstufe wirksamen Kurssystems! Vielleicht ist diese Schwierigkeit nur vermeintlich, leitet sich ab aus Arbeitsunlust, die davon resultiert, dass man das, was man bräuchte, nicht im Internet findet, und wenn schon, in so jämmerlicher Beschaffenheit, dass besser fährt, wer sich selbst probiert. Vielleicht ist die Schwierigkeit auch eine Folge der, verglichen mit früher, eingeschränkten Lektüre *(„Lesen ist out!")*, aber vielleicht hängt sie ursächlich überhaupt mit dem Kursunwesen zusammen, das die Kollegstufe beherrscht, aber dort eben nur Oberflächlichkeit praktiziert und nicht Vertiefung. Systematische Literaturgeschichte ist unbeliebt geworden und verschwand folglich. Ja woran eigentlich liegen diese Deutschunterricht-Mankos? Bei Einführung der Kollegstufe wurde doch utopisch viel versprochen. Bäume sollten ausgerissen werden! So versprachen die Herren Kollegstufenbetreuer, um ihre Beförderung zu beschleunigen. Aber was wirklich kam, enttäuschte bodenlos. Lehrkräfte, die als Schüler bereits durch die Kollegstufe gingen, wissen es nicht mehr anders und besser. Folglich sind manche von ihnen kaum noch kompetent. Wegen der schon nach kurzer Zeit manifesten Dürftigkeit setzte landesweite, bundesweite Hochstapelei ein. Deshalb musste zunächst jedenfalls eine verheißungsvolle neue Terminologie her. Man schuf sich modische Unterrichtsdiktion, emanzipatorisch klingend, noch aus Kielwasser der Nach-68er-Pseudo-Geisteswissenschaftler schöpfend, und nahm solchen Jargon an, beflissen, da keine Fachsprache zur Verfügung stand. Weshalb der Altsprech weg musste, da man wegen der Optik das Pferd neu aufzuzäumen für wirksam hielt. Vielleicht wurden auch Werbeagenturen zu Rate gezogen. Und so kam es, dass fortan etwa der Interpretationsaufsatz *„Texterschließung"* hieß. Interpretation wollte man nicht mehr hören. Interpretieren war jetzt verpönt, nämlich als viel zu subjektiv gefärbtes Arbeiten, das Lehrkräften eine Menge Freiraum für Manipulationen beließ. Insbesonders bei Benotungen. *„Erschließen"* dagegen will suggerieren, dass mit den Methoden, die hinter den neuen Termini standen, überhaupt in der neueingeführten Kollegstufe, alles viel leichter falle, wie von selbst ginge. Und absolut exakt. Besonders das Aufnehmen und Verstehen komplizierter Texte. Denn nun gelte es nicht mehr wie zu Methusalems Zeiten schwierige Zeichengebilde zu begreifen. Dechiffrieren des Sprachcodes reiche. Wie eine Dechiffriermaschine dergleichen tut, ganz mechanisch.

Als sei Literatur in Geheimschrift oder Geheimsprache abgefasst. Entschlüssele man den sprachlichen Code, werde man alle Texte leicht erschließen. Erschließung soll wohl Öffnung bedeuten, und Ausmessung wie bei einer Landnahme, wie mit einer exakter Messlatte oder Messband, sodass es dann, nach der Erschließung, nur noch etwas zu Papier bringen gelte, bei dem es sich um nichts anderes als um Zahlenablesen und -niederkritzeln handele. Jedoch haben die modischen terminologischen Aufputzungen dieses inzwischen von den Sachverständigen längst wieder als altmodisch und überholt empfundenen Neusprechs den allgemeinen Horror vor dem Interpretationsaufsatz viel mehr verstärkt als gemindert. Denn die Kollegiaten (wird man im Neu-Neusprech nicht wieder von einer Oberstufe sprechen und Abiturienten sagen; Kollegstufe eignet inzwischen ein *Dégout*) haben erfahren, dass Begriffswechsel kaum etwas zu ändern vermögen. Freilich erfuhren sie das nicht bewusst. Nämlich dass neue Begriffe nicht wie neue Besen sein müssen, die gut kehren. In Wahrheit nützt neue Begrifflichkeit gar nichts. Außer man hilft nach, erleichtert die Lösungen, beschönigt Ergebnisse und gibt noch andere Rabatte. Worüber sich viel ausführen ließe, wofür es hier an Platz fehlt. Solches Nachhelfen, gemeint ist in gut Lessing'sch, *corriger la fortune* und zwar im Amte, ist eine verzweifelte Sache, für alle. Weit mehr bewirkt, wenn man sich als Schüler selbst hilft, anhand von Übungen. Viele Schüler glauben, deutsche Aufsätze könne man verfassen oder eben nicht. Alles Schreiben könne man oder eben nicht - grundfalsch, obwohl Schüler es schon von Grundschullehrerinnen, die nicht viel Schriftliches korrigieren wollen, so vernehmen. Schon deshalb wird es, soweit es die gymnasiale Oberstufe betrifft, falsch sein. Aber, man nehme zur Kenntnis, der junge Autor des nachfolgend abgedruckten Aufsatzes über Franz Kafkas Parabel vielgelesene *„Heimkehr"* widerlegt das, mit seinen Interpretationsaufsatz-Erfolgen. Und zwar sehr gründlich. Zwar war er nur Altkollegiat (?, d. h. Abgänger des Regensburger Goethe-Gymnasiums 2007). Dennoch sind die gängigen falschen Mutmaßungen über den Interpretationsaufsatz von ihm in der Praxis widerlegt worden. Nämlich weil er richtig einzuüben verstanden hat. Mit der Hilfe eines Fachmanns im Hause, und zwar, da es um Kafka ging, an insgesamt etwa zehn Parabeln dieses Autors, indem er sich über dessen Texte besprach, darüber Gliederungen erstellte und privat Übungsaufsätze anfertigte. Unter den von ihm vorbereiteten Stücken befand sich auch die Parabel *„Heimkehr"*. Der erwähnte Abiturient war bemüht, sich viel zu notieren. Diese Notizen sind sodann vor dem Schulaufgaben/Klausuren-Termin, also vor der Prüfungsarbeit, von ihm gründlich durchstudiert worden. So erschien er zu seiner Aufgabe, es handelte es sich um den letzten von ihm als ein Schulprüfungs-Produkt hingelegten deutschen Aufsatz seines Lebens.

Und zwar ganz hervorragend präpariert. Er konnte und wusste aus dem Vollen zu schöpfen, was er tatsächlich zielbewusst und glückhaft tat, wie seine kurz-prägnanten, doch exakten und erschöpfend-treffenden Formulierungen zeigen. Das von ihm erreichte Ergebnis wurde als *„sehr gut"* bewertet. Freilich kostete es an die fünfundzwanzig Stunden Vorbereitung. Aber es handelte sich um keinen Zufall. Denn der Aufsatzschreiber landete einen derartigen Coup zum dritten Mal hintereinander. Woraus hervorgeht: Der Interpretationsaufsatz ist einfach, wenn man fachmännisch dazu angeleitet wird, wenn man daran arbeitet, sich vorbereitet. Mit anderen Worten: Für den Interpretationsaufsatz existiert eine Strategie zum Erfolg, die man sich ehrlich, teils auch in harter Arbeit aneignen kann. So erwirbt man zunächst Sicherheit, gelangt an Schneid. Nach einem ersten Erfolg verbessert sich alles formulieren Können wie von selbst. Es ist eben nichts erfolgreicher als der Erfolg. Das gilt auch für den Interpretationsaufsatz. Weil diese Strategie des Interpretationsaufsatzes existiert. Weshalb jetzt und hier nicht über einen Zufallstreffer berichtet, sondern über eine durchdachte Arbeitsstrategie reflektiert wird. Der Abiturient nämlich, von dem hier die Rede ist, gelang in deren ernsthafter Würdigung zum dritten Mal unmittelbar hintereinander an das von ihm erstrebte Ziel, sich im Schreiben zu steigern, deutlich. Seine schriftlichen Prüfungsprodukte, Interpretationen *(„Texterschließungen")*, wurden gar dreimal hintereinander als *„sehr gut"* beurteilt. Immer handelte es sich um Interpretationsaufsätze. Woraus noch anderes hervorgeht, worüber alle Schulgermanisten feixen werden. Ein gängiges Vorurteil hat sich blamiert, bis auf die Knochen: Aufsatzbewertung an den Gymnasien sei subjektiv. Das ist grundfalsch. Sonst könnte es nicht geschehen, dass ein Fachmann Anleitungen erteilt, die er für seine besten hält, und die Produkte des Angeleiteten danach ausfallen, nämlich immer als sehr gut bewertet. Im deutschen Aufsatz gilt: Gutes, sehr Gutes wird gut bewertet oder, sofern es das ist, eben sehr gut. Das muss klar sein, um mit der hier an dieser Stelle am Beispiel des Goethe-Gymnasiums-Abiturienten erläuterten Strategie des Interpretationsaufsatzes woanders ebenfalls persönlich zum Erfolg zu gelangen zu können. Einfach ist sie, versteht sich wie von selbst, heißt auch: richtig angeleitete, systematische Arbeit. Krückenbezeichnungen hilfloser Interpretationsaufsatz-Schuler wie Sprachcodierung und Texterschließung, wie sie Schul- und ministeriellen Ideologen des deutschen Aufsatzes propagieren, sind undienlich. Wer glaubt, so, nämlich mit den beworbenen soulangierenden, mehr calmierenden Methoden mehr zu erreichen, liegt unverbesserlich schief. Man erinnere sich der Physik: Auf schiefen Grundlagen fällt alle Arbeit schwerer. Zielgerichtetes Fortkommen in kurzer Zeit dauert zu lang. Man hat diese Zeit nicht, und gelangt deshalb an nichts. Ähnlich gilt immer für alles Aufsatz Verfassen:

Die Resultate, gar Hat-Tricks (dreimal die Eins in einem Fach der Kollegstufe unmittelbar hintereinander) bleiben fern, wenn der Prüfling nicht auf die richtige Strategie eingestellt wurde. Solche Installation muss erfolgen oder man leitet sich selbst dazu an. In der Praxis geschieht oft beides zugleich, doch es geht im Selbststudium genauso. Man lese sich in schlichte, leicht verständliche Fachliteratur ein. Sofern vorhanden, wirkt sie als anregender Leitfaden. Die Titel ermittelt man in Internet-Bibliotheks-katalogen. Wer selbst nachdenkt, bedarf ihrer weniger oder nicht. Aber Google ist für die Katz'.

Nun zuerst Franz Kafkas Parabel, *„Heimkehr"*, dann die Original-Klausur vom 5. März 2007. Sodann eine etwas elaborierte Version zum Vergleichen und Urteilen. Bedeutet die zweite, nur wenig ergänzte, etwas mehr?

Dr. Wolfgang Utschig

FRANZ KAFKA

Heimkehr

Ich bin zurückgekehrt, ich habe den Flur durchschritten und blicke mich um. Es ist meines Vaters alter Hof. Die Pfütze in der Mitte. Altes, unbrauchbares Gerät, ineinander verfahren, verstellt den Weg zur Bodentreppe. Die Katze lauert auf dem Geländer. Ein zerrissenes Tuch, einmal im Spiel um eine Stange gewunden, hebt sich im Wind. Ich bin angekommen. Wer wird mich empfangen? Wer wartet hinter der Tür der Küche? Rauch kommt aus dem Schornstein, der Kaffee zum Abendessen wird gekocht. Ist dir heimlich, fühlst du dich zu Hause? Ich weiß es nicht, ich bin sehr unsicher. Meines Veters Haus ist es, aber kalt steht Stück neben Stück, als wäre jedes mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, die ich teils vergessen habe, teils niemals kannte. Was kann ich ihnen nützen, was bin ich ihnen und sei ich auch des Vaters, des alten Landwirtes Sohn. Und ich wage nicht, an die Küchentür zu klopfen, nur von der Ferne horche ich, nur von der Ferne horche ich stehend, nicht so, dass ich als Horcher überrascht werden könnte. Und weil ich von der Ferne horche, erhorche ich nichts, nur einen leichten Uhrenschlag höre ich oder glaube ihn vielleicht nur zu hören, herüber aus den Kindertagen. Was sonst in der Küche geschieht, ist das Geheimnis der dort Sitzenden, das sie vor mir wahren. Je länger man vor der Tür zögert, desto fremder wird man. Wie wäre es, wenn jetzt jemand die Türe öffnete und mich etwas fragte. Wäre ich dann selbst nicht wie einer, der sein Geheimnis wahren will.

FRANZ KAFKA: Heimkehr

(Texterschließung, Kollegiatenklausuren-Originalversion)

In der Parabel *„Heimkehr"* geht es, wie in vielen Parabeln Kafkas, darum, ob der Erzähler Zugang erhält zu etwas anderem, mit dem er gerne ins Reine geraten würde und sich gut stellen möchte. Zugleich stellt dieser Text auch die wohl satirisch gemeinte Umkehrung des biblischen Gleichnisses vom verlorenen Sohn dar. Dieser kehrt, nachdem er in großem Leichtsinn, in großer Unbesonnenheit und Unwissenheit gefehlt hat, reuig zum Vater zurück. Letzterer nimmt den Zurückgekehrten verzeihend auf und macht ihn wieder zum vollwertigen Familienmitglied. Bei Kafka verläuft dieses Gleichnis ganz anders.

Der Ich-Erzähler befindet sich wieder am Ort seiner Herkunft im Hofe des Vaters. Er hat soeben den Hof durchschritten, doch die Szene heimelt ihn nicht an, im Gegenteil. Als er die Schwelle der Haustüre überschritten hat, gelangt er ans Ende des Hausflurs, vor die Küchentür. Alte unbrauchbare, landwirtschaftliche Geräte (handbetriebene, wie man sie heute nicht mehr kennt, nur in Landwirtschaftsmuseen sieht), verstellen den Hof. An einer Stange hängt ein zerzaustes Tuch, das der Erzähler einst im Spiel um diese herumgebunden hat. Die ganze Szenerie wirkt merkwürdig leblos. Viele Gegenstände sind dem Erzähler völlig fremd.

Infolge dieser Eindrücke fragt er sich, ob er denn seiner Familie noch von Nutzen sein könnte und was er ihr jetzt noch bedeute. Höchste Unsicherheit hat ihn befallen. Daher scheut er sich auch anzuklopfen. Er hört von außen in die Küche hinein, doch wie ein Fremder, gleichsam unkonzentriert, *„wie von der Ferne"*. Das ist kein Wunder, da er ja nicht einmal anzuklopfen wagt. Deshalb reagiert innen niemand, sodass er nur den Schlag der Uhr hört. Diesen Eindruck schwächt der Erzähler dann noch erheblich ab, indem er die Vermutung äußert, dass es sich gar nicht um den wirklichen Uhrenschlag handelt, sondern um die Erinnerung daran, aus den Tagen der Kindheit. Da muss ihm natürlich, was gerade in der Küche geschieht, ein Geheimnis bleiben. Und wenn jetzt gerade jemand die Türe öffnete, wüsste der Erzähler nicht, was er sagen sollte, weshalb er dann wie jemand wirkte, *„der ein Geheimnis wahren will"*.

Nun zur Analyse der sprachlichen Mittel von *„Heimkehr"*. Die Parabel beginnt personal erzählend und geht allmählich in den Inneren Monolog über, der bis zum Schluss andauert. Die Eindrücke, die man erhält, sind beklemmend; kurze Sätze, von denen einige kein Prädikat enthalten, wie zum Beispiel die Sicht des Erzählers auf *„die Pfütze in der Mitte"*, verstärken die Unruhe. Andere Sätze wirken sehr monoton, wie die Wiederholungen: *„Nur von der Ferne höre ich, nur von der Ferne höre ich stehend"*.

Die im zweiten Teil dieses Satzes belegte Wiederholung wirkt besonders stark, weil sie die über der ganzen Szene liegende Melancholie noch fortsteigert, zudem der Erzähler betont, stehen bleiben, nicht sich niederlassen zu wollen. Natürlich muss dem Erzähler so alles, was sich im Innenraum abspielt, *„ein Geheimnis bleiben"*, doch nur deshalb, weil sich nicht die Familienangehörigen zurückhalten, sondern allein der Erzähler.

So erscheint die Kausalität merkwürdigerweise verdreht. Im Evangelium ist davon die Rede, dass der reumütige Sohn zurückkehrt und um Aufnahme bittet. KAFKAS Monolog wirkt aber so, als liege die gescheiterte Heimkehr an der Verstocktheit des Sohns. Freilich darf man ferner vermuten, dass sich der Erzähler im Flur des Elternhauses unschöner Vorgänge erinnert, die ihn dazu zwingen, die Kontaktaufnahme abzubrechen. Gewiß wird die Geschichte nicht vollständig erzählt. Ob die Tür doch noch geöffnet wird oder nicht, erfahren wir nicht. Am Schluss der vorliegenden Parabel befindet sich ein etwas banal klingender Aphorismus: *„Je länger man vor der Tür steht und zögert, desto fremder wird man."* Sodann endet die Parabel mit einer hypothetischen und zugleich rhetorischen Frage, wie es denn wäre, wenn jetzt die Türe aufginge. Es ist eigentlich keine Frage mehr, ein Fragezeichen fehlt, sondern Feststellung. Öffnete sie sich jetzt, käme sich der Erzähler vor, wie jemand, *„der sein Geheimnis wahren will"*.

Es ist keineswegs schwer, diese Parabel zu deuten, wenn man sie gründlich gelesen hat. Zum einem geht es wieder um Metaphysisches mit klarem Bezug zum Evangelium. Es ist schon so, dass KAFKA an der Wahrheit der religiösen Offenbarung zweifelte. Aus diesem Grund erscheint die Parabel merkwürdig verdreht. Die Frage ist nicht, ob sich der Vater des Rückkehrers erbarmt, sondern diejenige, ob letzterer überhaupt Einlass begeht. Dazu kann sich der Erzähler anscheinend nicht überwinden. Es verhält sich eben so, wie oft in Kafkas Parabeln, dass sich die Hauptfigur nicht zum entscheidenden Schritt aufraffen kann. So bleibt der Heimkehrer (öffnet sich die Tür doch nicht mehr) im Grunde aus eigener Schuld außen vor, ähnlich wie der Mann vom Lande, der vors *„Gesetz"* gelangen will, in einer anderen bekannten Parabel Kafkas. Und kaum etwas anderes bedeutet der zitierte Aphorismus. Je länger man vor der nötigen Handlung zurückschreckt, aus falschen Hemmungsgefühlen, umso schwerer fällt einem dann die Entscheidung. Wartet der Erzähler weiter ab, vergrößert sich die Entfernung.

Es geht natürlich in der Parabel auch um Kafkas eigene Familie, vor der sich der Schriftsteller immer fremd fühlte. Das erkennt Kafka alles recht deutlich, weshalb es eine Art Selbstvorwurf bedeutet, *„dass er sein Geheimnis wahren will"*. Er öffnete sich nicht den Eltern, sondern verschloss sich ihnen. Natürlich spielt sich die ganze Handlung alptraummäßig ab.

Aber manche andere Erzählungen Kafkas erscheinen als wesentlich stärkere Alpträume, zum Beispiel *„Der Schlag ans Hoftor"*, in der KAFKA auf einen Operations- oder Foltertisch gelegt wird, damit etwas in ihm *„gerichtet"* wird, von mysteriösen Richtern. In *„Heimkehr"* ist die ganze Handlung ferner darauf bezogen, dass die Leser erkennen sollen, wie viele Menschen an ihrer Vereinsamung selbst schuld sind. Es gelingt ihnen nämlich nicht, die zwischen ihnen und der nächsten Umgebung befindlichen Barrieren mit kühnerem Entschluss niederzureißen.

Man stellt also wiederum fest, Kafkas Parabeln beleuchten gleichnisartig die Beziehung des modernen Menschen zum Metaphysischen und zur Gesellschaft. Da gibt es viele Probleme. Zudem spielt immer Kafkas Biographie eine große Rolle. Als Kafka die hier behandelte Parabel schrieb, war er soeben von einem Kuraufenthalt tatsächlich von Meran ins Elternhaus zurückgekehrt. Deshalb die Empfindung so vieler Fremdheit.

FRANZ KAFKA: Heimkehr
(Texterschließung)
Gliederung:
(Kollegiatenklausuren-Originalgliederung)

1. *„Heimkehr"* im Vergleich mit Bibelgleichnis
2. Erschließung der Parabel
1.1. Inhalt
2.1.1. Der Erzähler als Heimkehrer
2.1.1.1. Unbehagen des Ich-Erzählers
2.1.1.2. Blick auf alte Gerätschaften
2.1.2. Der Erzähler auf dem Flur
2.1.2.1 Jetziges Verhältnis des Erzählers zu seiner Familie
2.1.2.2. Scheu vor dem Anklopfen an die Küchentür
2.1.2.3. Schlag der Uhr
2.1.2.4. Geschehen in der Küche als Geheimnis
2.2. Sprachliche Analyse
2.2.1 Erzählweise
2.2.1.1. Personaler Erzähler und Innerer Monolog
2.2.1.2. Kurze Sätze, teils ohne Prädikat
2.2.1.3. Melancholische Stimmung infolge Wiederholungen
2.2.2. Weitere sprachliche Besonderheiten
2.2.2.1. Verdrehung des Bibelgleichnisses
2.2.2.2. Banaler Aphorismus
2.2.2.3. Rhetorische Frage beziehungsweise Feststellung am Schluss
2.3. Interpretation
2.3.1. Metaphysischer und psychologischer Aspekt
2.3.1.1. Kafkas Zweifel an der religiösen Offenbarung
2.3.1.2. Unfähigkeit des Erzählers, sich zum Eintritt zu überwinden
2.3.1.3. Gehemmtheit der Hauptfiguren Kafkas beim Tun des entscheidenden Schritts
2.3.1.4. Vergleich mit der Parabel *„Vor dem Gesetz"*
2.3.1.5. Angst vor dem Handeln als Steigerung von Hemmungsgefühlen
2.3.2. Bezug zu Kafkas Biographie
2.3.2.1 Fremdsein der eigenen Familie
2.3.2.2. Handlung als Angsttraum
2.3.2.3. Schuld der Menschen an Vereinsamung
3. Kafkas Parabeln, Gleichnisse für Probleme des modernen Menschen

FRANZ KAFKA: Heimkehr
(Texterschließung, Version II)

In der Parabel *„Heimkehr"* geht es, wie in vielen Parabeln FRANZ KAFKAS, darum, ob der Erzähler Zugang erhält, zu etwas anderem, mit dem er gerne ins Reine kommen würde und sich gut stellen möchte. Zugleich stellt dieser Text auch die satirisch gemeinte Umkehrung des biblischen Gleichnisses vom Verlorenen Sohn dar. Dieser kehrt, nachdem er in großem Leichtsinn, in großer Unbesonnenheit und Unwissenheit gefehlt hat, reuig zum Vater zurück. Letzterer nimmt den Zurückkehrenden verzeihend auf und macht ihn wieder zum vollwertigen Familienmitglied. Bei Kafka verläuft dieses Gleichnis ganz anders.

Der Ich-Erzähler ist der heimgekommene Sohn. Er befindet sich zu Beginn der Parabel wieder am Ort seiner Herkunft im Hofe des Vaters. Er hat diesen Hof soeben durchschritten, doch die ganze von ihm wahrgenommene Szene heimelt ihn überhaupt nicht an, im Gegenteil. Alte unbrauchbare landwirtschaftliche Geräte (handbetriebene, wie man sie heute gar nicht mehr kennt, sondern nur noch in landwirtschaftlichen Museen sehen mag), verstellen den Raum, sodass man nur schwer durchkommt. An einer Stange hängt ein altes zerzaustes und ausgeblichenes Tuch, einst vom Erzähler, als er noch sehr jung war, im Spiel darumgebunden. Hat er damals noch unbeschwert *„Flagge zeigen"* können, für die eigene Familie? Jetzt nicht mehr. Die Szenerie wirkt merkwürdig leblos. Schließlich überschreitet er die Schwelle der Haustüre und gelangt dann ans Ende des Hausflurs vor die Küchentür. Alle vom Erzähler wahrgenommene wiedererkannte Gegenstände sind ihm völlig fremdgeworden.

Diese Eindrücke lassen beim Erzähler die Frage aufkommen, ob er denn seiner Familie überhaupt noch von Nutzen sein könne und werde. Daher scheut er sich anzuklopfen. Er sucht von außen in die Küche hineinzuhören wie ein Fremder, doch er hört nichts, vernimmt nichts. Seine Gefühlslage verhält sich so, dass er kaum fähig ist, konzentriert hineinzuhorchen. Außerdem fürchtet er, beim Horchen erwischt werden. Zuviel geht ihm durch den Kopf. In der Küche erfolgt keinerlei wahrnehmbare Reaktion. Das ist doch kein Wunder, wenn er nicht einmal anzuklopfen wagt. Da glaubt er, den Schlag der Uhr zu hören, doch schwächt sich dieser Eindruck sofort stark ab. Denn der Erzähler vermutet für sich, dass es sich wahrscheinlich gar nicht um den wirklichen Uhrenschlag handelt, sondern um die Erinnerung daran, aus den Tagen der Kindheit. Natürlich muss ihm das, was eben in der Küche geschieht, ein Geheimnis bleiben. Und wenn jetzt gerade jemand die Türe öffnete, wüsste der Erzähler nicht, so denkt er, was er sagen sollte. Er wirkte wie jemand, *„der ein Geheimnis wahren will"*.

Nun zur Analyse der sprachlichen Mittel von Kafkas Parabel *„Heimkehr"*. Die Parabel beginnt personal erzählend und geht allmählich in den Inneren Monolog über, der bis zuletzt andauert. Die Eindrücke sind beklemmend. Kurze Sätze, teils ohne Prädikat, verstärken die Unruhe. Sie klingen monoton: *„Die Pfütze in der Mitte."* Ebenso die Wiederholungen: *„Nur von der Ferne ganz heimlich, nur von der Ferne höre ich stehend."* In diesem hier zitierten Satzteil wirkt die Wiederholung besonders fremdartig. Es handelt sich um eine Fremdartigkeit, welche die über der ganzen Szene liegende Melancholie sehr auffällig macht. Zudem betont der Erzähler, daß er stehen bleiben wolle, sich nicht niedersetzen werde. Als ob er nur kurz vorbeischauen, nicht bleiben wolle. Natürlich muss ihm so alles, was sich in dem Innenraum vor ihm abspielt, *„ein Geheimnis bleiben"*, und zwar nicht weil sich die anderen im Raum, die Familienmitglieder zurückhalten, sondern eben der Erzähler selbst, nämlich vor diesen.

So scheint die Kausalität merkwürdig verdreht. Im Gleichnis des Evangeliums ist davon die Rede, dass der reumütige Sohn zurückkehrt und um Aufnahme bittet. Kafkas Monolog wirkt aber so, als liege die gescheiterte Heimkehr an der Verstocktheit des Sohns. Freilich lässt sich vermuten, dass sich der Erzähler im Flur des Elternhaus auch vieler unschöner Vorgänge erinnert, wie sie sich in seiner Gegenwart einst in der Stube abgespielt haben. Solche Erinnerungen zwingen ihn, die Kontaktaufnahme mit den Seinen vorerst zu verlangsamen, vielleicht gänzlich abzubrechen. Die Geschichte wird nicht einmal vollständig erzählt. Der Ausgang ist ungewiss. Ob die Tür nicht doch noch geöffnet wird oder nicht, werden wir folglich nicht erfahren. Am Schluss der vorliegenden Parabel stößt man auf einen banal klingenden Aphorismus: *„Je länger man vor der Tür zögert, desto fremder wird man."* Schließlich endet die Parabel mit zwei hypothetischen, zugleich rhetorischen Fragen, die eigentlich nicht einmal Fragen sind (formal besehen, es steht kein Fragezeichen), sondern in die Feststellung münden: *„Wie wäre es, wenn jetzt jemand die Türe öffnete..."*. Dann schiene der Erzähler wie einer, so befindet er selbst, *„der sein Geheimnis wahren will."*

Es ist keineswegs schwer, diese Parabel zu deuten, wenn man sie gründlich gelesen hat. Zum Einem geht es wieder um Metaphysisches mit klarem Bezug zum Evangelium. Es ist schon so, dass Kafka an der Wahrheit der religiösen Offenbarung zweifelte. Aus diesem Grunde wirkt die Parabel *„Heimkehr"* so merkwürdig verdreht. Die Frage ist nicht, ob sich der Vater schließlich des Rückkehrers erbarmt, sondern sie lautet danach, ob letzterer überhaupt um Einlass nachsuchen mag und wird. Der Erzähler kann sich dazu offenbar kaum überwinden. Sehr wahrscheinlich doch nicht.

Es verhält sich eben so, wie oft in Kafkas Parabeln, nämlich dass sich die Hauptfigur nicht zum entscheidenden Schritt aufraffen kann. So bleibt der Heimkehrer (wenn sich die Tür doch nicht mehr öffnet) im Grunde aus eigener Schuld außen vor, nämlich wie der *„Mann vom Lande"*, der vors *„Gesetz"* gelangen will. So kommt es in einer anderen Parabel desselben Autors vor. Die Hauptfigur wagt es nicht, den entscheidenden Schritt in den gesuchten Bezirk hineinzutun. Und kaum etwas anderes bedeutet doch der oben bereits zitierte Aphorismus ebenfalls. Je länger man vor der nötigen Handlung zurückschreckt, aus falschen Hemmungen und aus gehemmter Nachdenklichkeit, desto schwerer wird die Entscheidung. Wartet der Erzähler länger ab, wird sich die Entfernung, die vermeintliche Entfremdung zu seiner Familie nur fortsteigern.

In der Parabel geht es natürlich auch um Kafkas eigene Familie, gegenüber der sich der Schriftsteller immer fremd fühlte, weil unverstanden. Es fehlt zuviel, als dass man zu gegenseitigem Verstehen gelangen könnte. Kafka erkennt das alles recht deutlich, weshalb die Geschichte außerdem eine Art von Selbstvorwurf bedeutet, nämlich weil er *„sein Geheimnis wahren will"*. Er öffnete sich nicht den Eltern, den anderen, sondern verschloss sich ihnen. Natürlich spielt die ganze Handlung alptraumartig. Der Alptraum zielt bei Kafka darauf ab, das psychisch ungesunde Zusammenleben der modernen Menschen abzubilden. Andere Parabeln Kafkas erscheinen als noch mehr drückende Angstträume, wie etwa jene, in welcher Kafka wohl etwas zu forsch an ein Hoftor schlägt, worauf ein Geschehen in Gang kommt, welches dazu führt, dass ein Gericht den Erzähler, Kafka selbst, zu einen Operationstisch (oder zu einer Folterbank?) hinführt, auf der etwas in ihm gerichtet, verbessert, gelöst, befreit werden soll, woran man aber wegen des Alptraums dann doch nicht so recht zu glauben vermag, ans gute Ende. In *„Heimkehr"* ist alle Handlung nur darauf bezogen, dass die Leser erkennen sollen, wie viele Menschen an der von ihnen empfundenen und beklagten Vereinsamung vor allem selbst schuld sind. Damit urteilt KAFKA auch über sich selbst, über seine isolierte Existenz. Wie den anderen gelingt es KAFKA ebenfalls nicht, und darin besteht sein Problem und das der modernen Menschen, die zwischen sich und der nächsten Umgebung befindlichen, teils selbsterrichteten Barrieren niederzureißen, in kühnerem Entschluss. Es glückt nie. Denn es wäre, als müsse man über den eigenen Schatten springen. Hat er sich doch, wie er einräumt, für die Familienmitglieder kaum je interessiert, kennt deren Angelegenheiten teilweise nicht einmal. So leben viele moderne Menschen, an den Mitmenschen vorbei, auch an den nächsten Verwandten. Trotzdem sollte man stets versuchen, die vermeintlichen Hindernisse einzureißen. Sonst aber wird man seine Einsamkeit nie überwinden, nie aus erlebten Alpträumen aufwachen.

Wohl für alle wäre es sehr viel bekömmlicher, wollten sie nicht ihre Angelegenheiten ganz für sich behalten und lieber für sich allein sein.

Man stellt also wieder einmal fest, daß KAFKAS Parabeln gleichnisartig die Beziehung des modernen Menschen zum Metaphysischen und zur Mitwelt beleuchten und zwar derart, dass man die Hohlheit der Verhältnisse erkennt. Zu groß ist die Zahl der Probleme. Gegenseitige Verstehen ist ausgeschlossen. Die Menschen sind untereinander zu schwierig geworden. Nicht nur in den Familien. In Kafkas Werk spielt immer die Biographie des Autors eine Rolle. Als dieser die Parabel *„Heimkehr"* niederschrieb, war er soeben von einem Kuraufenthalt aus Meran zurückgekehrt, nach Hause, ins Elternhaus. Nicht nur aus diesem formalen Grunde, überhaupt, eignet dem Stück viel Autobiographisches, viel von der Seelenwelt seines Verfassers.